



Jazzkonzerte haben zwei Gesichter

In München kam es kürzlich zu einem ungewöhnlichen Prozeß. Ein Veranstalter hatte die New Orleans Hot Dogs, eine Jazzband alten Stils, für ein Konzert verpflichtet. Als der Leiter der Band, Malte Sund, aus dem Plakatanschlag erfuhr, daß in der gleichen Veranstaltung auch eine Bademodenschau und – Damenringkämpfe durchgeführt werden sollten, lehnte er die Teilnahme kurzerhand ab. Der Prozeß ging bis vor das Oberlandesgericht und endete damit, daß den Musikern, obwohl sie nicht gespielt hatten, ihre Gage zugesprochen wurde. Das Gericht stellte fest, daß es Jazzmusikern nicht zugemutet werden kann, sich in einen solchen Veranstaltungsplan pressen zu lassen. Dieses Gerichtsurteil ist der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung, die vor rund zehn Jahren begann. Seit damals ringen die deutschen Jazzfreunde um die künstlerische und gesellschaftliche Anerkennung ihrer Musik. Dabei ging es nicht etwa nur um das Ansehen, sondern schlicht um die Selbsterhaltung. Denn erst die Anerkennung des künstlerischen Wertes öffnete die Türen zu Funk, Fernsehen, Presse, Volkshochschulen, Kirchen, Gewerkschaften, Konservatorien und denen, die sonst heute zur Verbreitung des Jazz beitragen. Auch der letzte große Mäzen, die Öffentliche Hand, beginnt den Jazz ins Herz zu schließen, und die Finanzämter ermäßigen ihm die Vergnügungssteuer. Das alles haben die Jazzfreunde erreicht, und es war nicht mehr als eine sachliche Feststellung, als Werner Höfer kürzlich im Westdeutschen Rundfunk erklärte: „Nur ein Trottel kann heute noch behaupten, daß der Jazz aus dem Urwald stammt.“

Das beruhigende Bewußtsein, einer Kunstgattung zur Anerkennung verholfen zu haben, kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die eigentlichen Probleme damit erst anfangen. Zunächst einmal ist es noch ein weiter Weg von der leichthin ausgesprochenen Anerkennung bis zur tatsächlichen, freiwilligen Aufnahme in das kulturelle Leben unseres Volkes. Hier sind erst geringe Anfänge gemacht. Es erregte doch weithin Aufsehen, als vor kurzem der Festakt zur Eröffnung der Mannheimer Kultur- und Dokumentarfilmwoche mit Jazzmusik umrahmt wurde. Und wäre nicht ein so angesehenener Mann wie Ministerialdirektor Professor Dr. Hübinger in seiner Ansprache so entschieden für den Jazz eingetreten, wer weiß, was wir noch alles zu hören bekommen hätten.

Das zweite Problem entsteht dort, wo der Jazz mit Personenkreisen zusammentrifft, die ihn nicht bedingungslos akzeptieren. Gemeint sind hier nicht die häuslichen Auseinandersetzungen, die da entstehen, wo etwa nur ein Mitglied einer Familie Jazzplatten hören will und die anderen nicht. Gemeint sind die Anlässe, bei denen sich alle ernstzunehmende Musik dem kritischen Publikum zu stellen hat: die Konzerte.

Jazzkonzerte sind heute eine Selbstverständlichkeit. Sie waren es nicht immer. Aber die wirtschaftliche Notwendigkeit und der künstlerische Anspruch („ernstzunehmende Musik gehört aufs Konzertpodium“) führten zwangsläufig dazu. Gerade hier aber

zeigt es sich, daß doch manche Dinge den Jazz von der abendländischen Kunstmusik unterscheiden, daß Spannungen entstehen, die sich zwar auf lange Sicht förderlich auswirken mögen, die zunächst aber vor allem dem weniger sachkundigen Hörer allerhand Kopfzerbrechen bereiten.

So erfreulich es ist, daß der – anerkannte – Jazz den Konzertsaal erobert und ein eigenes Konzertpublikum gewonnen hat, daß die Jazzmusiker nicht anders als ihre Kollegen von der klassischen Fakultät auf dem Podium stehen und ihre Hörer schweigend und aufmerksam der Musik folgen – diese Situation hat ihre Nachteile. Sie zeigen sich dann, wenn – das wird im allgemeinen als Kriterium des Jazz überhaupt angesehen – improvisiert wird. Nicht jeder Jazzmusiker ist von der Art – wir müssen unser Beispiel schon aus der Malerei holen – jener Tachisten, die offenbar am besten im Schein der Jupiterlampen schaffen. Nicht jeder kann sich im nüchternen Konzertsaal, vor einem zumindest äußerlich teilnahmslosen Publikum in jene Ekstase steigern, die ihn zu schöpferischen Leistungen befähigt. Die Folgen sind verschieden. Der eine verläßt sich ganz auf die eindrucksvoll-virtuose Beherrschung seines Instruments, der andere täuscht die Ideen vor, die sich nicht einstellen wollen, indem er einen längst in dieser Form gespielten Chorus zum wiederholten Mal nachspielt, der dritte verzichtet im Konzert von vornherein auf die Improvisation und stützt sich auf Arrangements, die ihm jede Note vorschreiben. Was diese Musiker wirklich zu leisten vermögen, erkennt man oft erst, wenn man sie nach dem Konzert in irgendeinem finsternen Jazzkeller hört, wo sie sich von der Seele spielen, was sich – vielleicht auch während des Konzertes – in ihr gestaut hat. Wie gesagt, das gilt nicht für alle Jazzmusiker und auch nicht für alle Jazzkonzerte. Denn mancher Jazzmusiker braucht kein „antwortendes“ Publikum, und in manchem Konzert springt ja auch der Funke von der Bühne in den Saal und zurück. Wenn dennoch auf die Doppelgesichtigkeit der Jazzkonzerte hinzuweisen ist, dann nur um zu sagen: diese Konzerte sind notwendig und wertvoll, aber sie sind nicht alles. Wer von den Jazzfreunden einmal so weit ist, daß er im Jazz nicht mehr einen Kult sieht, dessen reisende Apostel in Konzerten angebetet werden; wer von den generellen Freunden aller guten Musik so weit ist, daß er auch im Jazz die gute von der schwachen Leistung zu unterscheiden vermag; wer also ganz einfach möglichst guten Jazz hören will, wer ihn gerecht beurteilen will: der kann sich nicht auf den Konzertsaal beschränken. Einiges wird er im Konzert hören, anderes wird er mit einiger Mühe in Jazzlokalen suchen müssen oder wo sonst Jazzmusiker zusammenkommen, um im kleineren Kreis zu musizieren. Alles andere wird gerade dem kritischen Hörer in zunehmendem Maße die Schallplatte geben müssen. Und hierin ist wohl eine der wichtigeren Aufgaben der Fachpresse zu sehen: bei der Auswahl aus dem dankenswert großen Angebot an Jazzplatten behilflich zu sein. Karl Heinz Nass